Zeitschrift: Rosa : die Zeitschrift für Geschlechterforschung
Herausgeber: Rosa
Band: - (2008)
Heft: 36

Artikel: Analytische Feministische Philosophie
Autor: Kuenzle, Dominique
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-631463

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Analytische Feministische Philosophie

von Dominique Kuenzle

Die analytische Tradition, die gegenwärtig die philosophischen Institute vieler westlicher Universitäten dominiert, gilt nicht nur als ungeeignet für feministische Forschung, sondern geradezu als männlicher Zeitvertreib. Vielleicht aus diesem Grund ist die Arbeit, die analytische FeministInnen in den letzten Jahren geleistetet haben, weitgehend unbeachtet geblieben.

«Ich koche vor Zorn», beginnt die amerikanische Philosophin Sally Haslanger eine Kolumne, welche in diesem Frühling erscheint, «Zorn darüber, wie ich als Individuum in der Philosophie behandelt wurde» und «Zorn über die Bedingungen, welche viele Frauen und Angehörige von Minderheiten (...) veranlassen, der universitären Philosophie den Rücken zu kehren.»[1]
Neben institutionellen, sozialen und psychologischen Gründen für diese unakzeptablen Verhältnisse nennt Haslanger auch inhaltliche: Die Art von Philosophie, welche heutzutage die westlichen Universitäten dominiert, steht in der so genannt «analytischen» Tradition. Diese steht schon länger im Verdacht, apolitisch oder gar androzentrisch zu sein. Ihr wird weder zugetraut, dass sie sich für feministische Anliegen interessiert, noch dass sie über die begrifflichen und methodischen Mittel verfügt, um sich derer anzunehmen. Wenn trotz dieser verbreiteten Meinung und trotz der von Haslanger angeprangerten Zustände FeministInnen in den letzten Jahren damit begannen, sich der analytischen Werkzeuge zu bedienen, stellt sich die Frage, wie solche *Analytische Feministische Philosophie* überhaupt möglich ist.

Die analytische Tradition

Die Analytische Philosophie ist eine Denktradition, deren Gründungsväter anfangs des 20. Jahrhunderts (Gründungsmütter gab es nicht) die *logische Analyse der Sprache* ins Zentrum ihres Interesses stellten. Fortschritte in der formalen Logik und Semantik erlaubten es, relevante Strukturen von Sätzen herauszuarbeiten und dadurch viele traditionelle philosophische Anliegen als durch sprachliche Verwirrung motivierte Pseudoprobleme zu entsorgen. Damit wurde ein grosser Teil der traditionellen Metaphysik als nutz- und bodenlose Spekulation begraben. Was an erkenntnistheoretischen Problemen die harsche Kritik der strengen analytischen Grossväter überlebte, wurde in Sprachphilosophie umgegossen und sogar in der Moralphilosophie konzentrierte man sich plötzlich auf die Analyse von *Sätzen*, in denen *Wörter* wie «gut» oder «gerecht» vorkamen.
Dabei entwickelten sich Haltungen, Methoden, aber auch Vorurteile, welche die Tradition bis heute prägen: Die Bereitschaft analytischer PhilosophInnen, Mittel der formalen Logik einzusetzen, erweckt leicht den Eindruck von Spitzfindigkeit und Langeweile, während ihr Vertrauen in die Kraft rationaler Argumentation nicht-analytisch geprägter GeisteswissenschaftlerInnen als naiv erscheinen mag. Vor dem Ersten Weltkrieg begannen analytische Philosophen zu diskutieren, ob ein Satz wie «Der gegenwärtige König von Frankreich ist kahl» nun falsch oder sinnlos sei, wenn es doch keinen gegenwärtigen König von Frankreich gebe. Zur Zeit des Koreakriegs war diese Frage noch immer Gegenstand lebhafter Kontroversen und das ist sie auch heute noch. Wie soll sich diese Forschungstradition politisch dringender feministischer Anliegen annehmen?
Den von Sally Haslanger beklagten, noch immer misslichen Bedingungen zum Trotz arbeiten heute viele Frauen in der (mittlerweile akademisch dominanten) analytischen Tradition – zumindest im Vergleich zu den Zeiten des Ersten Weltkriegs und des Koreakriegs. Aber auch in Bezug auf Inhalte und Forschungsziele hat sich einiges getan: Zunehmend werden Methoden, Begriffe und Theorien der analytischen Tradition auf feministische Fragestellungen angewandt. Dabei entstand die kleine, aber rasch an Bedeutung gewinnende Forschungsrichtung der *Analytischen Feministischen Philosophie*, welche ich im Folgenden anhand dreier exemplarischer Themenfelder vorstellen möchte.

«Speech acts and unspeakable acts»

Als erstes Beispiel sei die Verwendung von J. L. Austins Sprechakt-Theorie genannt, um für anti-pornographische Gesetzgebung zu argumentieren. FeministInnen wie Catherine McKinnon

Im analytischen-Anzug und mit allen philosophischen Wassern gewaschen.

hatten seit den siebziger Jahren ein Verbot von Pornographie gefordert, was ihnen unter Berufung auf Redefreiheit verwehrt blieb. Gerade bei diesem Verweis auf Redefreiheit wurde nun aber nachgehakt: Wenn pornographische Darstellungen aufgrund von Redefreiheit geschützt sind, dann impliziert dies, dass sie als «Reden» verstanden werden, was Fragen nach dem Inhalt und der pragmatischen Signifikanz solcher «Rede» aufwirft. Was besagt ein pornographischer Film?

Die analytisch geprägten Feministinnen Rae Langton und Jennifer Hornsby argumentieren nun mit Hilfe sprachphilosophischer Theorien, dass pornographische «Sprechakte» die Rechte von Frauen verletzen, weil ihre «illokutionäre Kraft» (Austin) darin besteht, Frauen zu unterwerfen und zum Schweigen zu bringen.[2] Austins Begriff der illokutionären Kraft wird hier eingesetzt, um zu verdeutlichen, dass der Vorwurf nicht nur darin besteht, dass Pornographie Unterwerfung von Frauen *darstelle* (auf einer inhaltlichen Ebene), und auch nicht nur darin, dass Pornographie Unterwerfung *verursache* (psychologisch-kausal). Genauso wie der Sprechakt des Versprechens weniger etwas beschreibt als vielmehr selbst eine normativ signifikante Handlung ist, so ist auch ein Bild oder Film eines sexualisierten Machtverhältnisses zwischen Mann und Frau *selbst eine Unterwerfung*. Diese darf nicht unter Berufung auf Redefreiheit geschützt sein.

Autonomie

Pornographie aber unterwirft Frauen nicht nur, sondern bringt sie auch zum Schweigen – etwa indem sie suggeriert, ein «Nein» von Frauen sei in sexuellen Kontexten nicht wirklich als Ablehnung zu deuten. Damit ist neben der Redefreiheit der Frauen auch ihre *Autonomie* verletzt, womit wir bei unserer zweiten exemplarischen Diskussion angelangt wären.

Der Begriff der Autonomie wurde in den letzten Jahren von FeministInnen kontrovers und konstruktiv diskutiert. Genevieve Lloyd kritisierte in ihrem 1984 erschienenen Buch *The Man of Reason* (mittlerweile ein Klassiker des philosophischen Feminismus) den traditionellen Begriff der personalen Autonomie als ein implizit männliches Ideal. Eingebaut in diese männlich geprägte Autonomie, so Lloyd, seien Ideale von Unabhängigkeit und Selbstgenügsamkeit, welche in vielen weiblichen Lebensentwürfen keine Rolle spielen. Gemäss dieser Kritik muss ein Autonomiebegriff, von welchem wir philosophischen und politischen Gebrauch machen, zulassen, dass wir als vollkommen autonom gelten, gerade auch wenn wir uns entscheiden, uns in soziale Abhängigkeiten zu begeben – etwa wenn eine Frau sich dazu entschliesst, Kinder grosszuziehen.

Aus feministischer Perspektive bieten sich nach solcher Kritik vier Strategien an. Zunächst könnte die Kritik akzeptiert und zum Anlass genommen werden, künftig auf den Begriff der Autonomie zu verzichten. Zweitens könnte der Vorwurf der männlichen Prägung als falsch oder irrelevant zurückgewiesen werden. Als dritte Option könnten wir sicher stellen, dass der Autonomiebegriff von männlichen Werten frei bleibt, indem wir ihn entschlacken und schlank halten. Schliesslich könnten wir versuchen, neue Werte in den Begriff einzubauen.

Als Beispiel für eine Entschlackungsstrategie sei die so genannt «prozedurale» Auffassung von Autonomie genannt, gemäss der eine Entscheidung genau dann autonom ist, wenn der Prozess, der zu dieser Entscheidung führt, gewisse Bedingungen erfüllt: Autonome Entscheidungen können weder unter dem Einfluss von Drogen gefällt werden, noch sollten sie rein affektiv, spontan und völlig unreflektiert sein. Sind diese und andere Bedingungen aber erfüllt, dann gilt die Entscheidung als autonom, und zwar völlig unabhängig von ihrem Inhalt.

Ein solches Autonomieverständnis ist zwar so

schlank, dass wir kaum mehr auf versteckte männliche Werte stossen können. Dennoch kann es FeministInnen auch Sorgen machen: Weil sich die für Autonomie konstitutiven Bedingungen auf den Entscheidungsprozess eines Individuums beziehen, aber nicht auf die gesellschaftlichen Strukturen und Normen, welche das Individuum prägen, ist es möglich, dass eine Person als (prozedural) autonom gilt, obwohl ihre Entscheidung von sozial und kulturell vermittelten Werten geprägt ist, welche letztlich mit den Rechten, der Freiheit oder den Interessen der Person kollidieren.

Was an der Wahl zwischen einem schlanken, prozeduralen und einem substantiell feministischen Autonomieverständnis letztlich hängt, zeigt Diana Tietjens Meyer, indem sie fragt, in welchem Sinn Frauen autonom sind, die aktiv zu Praktiken weiblicher Genitalbeschneidung beitragen.[3] Die allenfalls wünschenswerte theoretische Option, solchen Entscheidungen Autonomie wenigstens teilweise abzusprechen (und damit einen kritischen und sogar politischen Hebel anzusetzen) kollidiert hier mit der Gefahr der Homogenisierung einer bestimmten Vorstellung autonomen Lebens.

Feministische Erkenntnistheorie

Analog zu dieser Spannung zwischen wünschenswertem Gebrauch des Autonomiebegriffs (für feministische Kritik) und dessen Zurückweisung (aufgrund seiner männlichen Färbung) werden in der aktuellen analytisch-feministischen Erkenntnistheorie Ideale wie *Vernunft* und *Objektivität* diskutiert. Einerseits besteht oft geäusserter Verdacht, gewisse Auffassungen von Objektivität und Rationalität würden einer spezifisch männlichen sozialen Rolle entspringen und sich deshalb nicht dazu eignen, wissenschaftliche Leistungen von Frauen zu bewerten. Andererseits können substantielle Begriffe von Rationalität und Objektivität gerade für analytische FeministInnen von Bedeutung sein, wenn es etwa darum geht, gewisse Forschungsprojekte und -ergebnisse als schlecht begründet bzw. objektiv falsch zurückweisen zu können.

Im Gegensatz zur so genannten «feministischen Standpunkt-Theorie» haben VertreterInnen der feministisch-analytischen Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie den Anspruch auf epistemisch privilegierte Standpunkte für Frauen abgeschwächt. Sie tendieren dazu, Ideale von Objektivität und Rationalität zu entwickeln, welche zwar an einen Wahrheitsbegriff angebunden bleiben, aber von Werten wie Individualität und Interesselosigkeit gelöst werden: Die traditionelle Erkenntnistheorie liege zwar darin richtig, dass wir objektive Wahrheit anstreben müssen, ging aber fälschlicherweise davon aus, dass ein Individuum dafür besser positioniert sei als eine wissenschaftliche Gemeinschaft als Ganzes, oder dass dies nur interesseloser und unpolitischer Forschung möglich sei. Beispiele von Forschungsprojekten, welche aus solcher Kritik resultieren, sind Helen Longinos soziale Erkenntnistheorie, der so genannte «feministische Empirismus» (z.B. Elizabeth Anderson) oder feministische Versionen der von Quine inspirierten «naturalisierten» Erkenntnistheorie (z.B. Louise Antony).[4]

Anmerkungen

[1] Haslanger, Sally, Changing the Ideology and Culture of Philosophy: Not by Reason (Alone), in: für Zeitschrift Hypatia, (2008), Manuskript.

[2] Langton, Rae, Speech Acts and Unspeakable Acts, in: Philosophy and Public Affairs 22, No. 4 (1993), S. 293-330.

[3] Tietjens Meyer, Diana, Feminism and Women's Autonomy. The Challenge of Female Genital Cutting, in Metaphilosophy 31(5) (2000), S. 469-491.

[4] Der vorliegende Artikel entstand im Kontext eines Kolloquiums zur Analytischen Feministischen Philosophie, welches Holger Baumann und ich im Herbstsemester 2007 am Philosophischen Seminar der Universität Zürich durchführten.

Autor

Dominique Kuenzle hat 2005 an der Universität Sheffield, über Sprachphilosophie promoviert und habilitiert sich z. Z. an der Universität Zürich über Erkenntnistheorie. Er mag englischen Fussball und britische Indie-Bands.
kuenzle@philos.uzh.ch